

Otto der Große und das Römische Reich

Kaisertum von der Antike zum Mittelalter

Ausstellungskatalog

Landesausstellung Sachsen-Anhalt
aus Anlass des 1100. Geburtstages Ottos des Großen

Herausgegeben von Matthias Puhle und Gabriele Köster

SCHNELL + STEINER



**Kulturhistorisches Museum
Magdeburg**

Inhalt

Grußworte	13
Vorwort der Herausgeber	17
Wissenschaftlicher Beirat	20
Leihgeber	20
Dank	22
Autoren	23

Einführung

Gabriele Köster und Matthias Puhle:

Otto der Große und das Römische Reich. Kaisertum von der Antike zum Mittelalter	27
---	----

Bernd Schneidmüller:

Das Mittelalter erlernt das römische Kaisertum	41
--	----

I. Augustus und die Anfänge des Kaisertums in der römischen Antike

Karte: Imperium Romanum in der Zeit des Augustus	54
--	----

Ulrich Gotter:

Monarchen und Monarchie: Augustus und die Geburt des ‚Prinzipats‘	57
---	----

Hartmut Leppin:

Die Krise des Kaisertums im 3. Jahrhundert	63
--	----

Katalog Kapitel I	71
-------------------------	----

II. Konstantin der Große und das christliche Kaisertum

Karte: Imperium Romanum um 395	178
--------------------------------------	-----

Rene Pfeilschifter:

Kaisertum und Christentum	181
---------------------------------	-----

Mischa Meier:

Die Teilung des Reiches in Ost und West	189
---	-----

Bruno Bleckmann:

Von den Franken zu den Alamannen: Rom und die Germanen am Vorabend der Völkerwanderung	197
---	-----

Katalog Kapitel II	205
--------------------------	-----

III. Byzanz: Die Kontinuität des römischen Kaisertums im Osten

Karte: Das byzantinische Reich um 800 und um 1025	313
Falko Daim und Dieter Quast:	
Byzanz und seine Nachbarn. Der Anspruch des oströmischen Kaisers auf Universalherrschaft	315
Ralph-Johannes Lilie:	
Krönung ohne Salbung. Zum Kaiserbild in Byzanz	321
Katalog Kapitel III	329

IV. Karl der Große und die Aneignung des römischen Kaisertums

Karte: Fränkisches Reich zur Zeit Karls des Großen (um 810)	388
Bernd Päffgen:	
Das Frankenreich und Rom	391
Rudolf Schieffer:	
Kaisertum aus der Hand des Papstes	401
Caspar Ehlers:	
Tradition und Innovation.	407
Katalog Kapitel IV	415

V. Otto der Große und die Erneuerung des Römischen Reiches

Karte: Europa um 1000	517
Wolfgang Huschner:	
Kaiser der Franken oder Kaiser der Römer? Die neue imperiale Würde Ottos I. im euromediterranen Raum	519
Stephan Freund:	
Herrschaftsträger des Reiches: Konflikte und Konsens unter Otto I.	529
Stefan Weinfurter:	
Renovatio imperii: Die Romidee Ottos III. und die Folgen	539
Katalog Kapitel V	547

Anhang

Kaiser der Antike und des Frühen Mittelalters	704
Quellen	706
Literatur	709
Leihgaben nach Aufbewahrungsort	739
Bildnachweis	742



Das Mittelalter erlernt das römische Kaisertum

Mit seiner römischen Kaiserkrönung am 2. Februar 962 trat der ostfränkische König Otto I. (936–973) in eine lange Tradition ein. Ob ihm die Dauer eines knappen Jahrtausends Kaisertum deutlich war, wissen wir nicht. Die wenigen Zeugnisse aus Ottos engster Umgebung lassen eher Bezüge zum Kaisertum Karls des Großen (768–814) und zur Rangkonkurrenz mit den römischen Kaisern in Konstantinopel erkennen. Otto der Große schmückte seine Rangsteigerung, die ihn über alle Könige des lateinischen Westens erhob, freilich mit klingenden Titeln aus der römischen Antike.

Auf den Schultern des kaiserlichen Jahrtausends

Als Imperator und als Augustus ließ Otto eine Würde wiedererstehen, die sich zur christlichen Zeitenwende im Reich der Römer entwickelt hatte. Im Jahr 27 v. Chr. war Caesars Adoptivsohn Octavian vom Senat der Römer mit dem Ehrenprädikat *Augustus* („der Erhabene“) ausgezeichnet worden. Caesars Ermordung im Jahr 44 v. Chr. lag 962 etwa 1000 Jahre zurück. Von seinem Drang, in der republikanischen Staatsform der Römer eine permanente Diktatur zu errichten, dürfte der ottonische Hof ebenso wenig genauere Kenntnis besessen haben wie vom Geschick des Augustus (27 v. Chr.–14 n. Chr.), als „Vater des Vaterlands“ in der scheinbar wieder hergestellten Republik seine Alleinherrschaft zu begründen. Anders als im Mittelalter war das Königtum im antiken Rom stigmatisiert. Dort hatte sich anstelle der alten Königsherrschaft die Republik (*res publica*) als einzig akzeptable Staatsform etabliert. Doch im ersten vorchristlichen Jahrhundert hebellen Militärbefehlshaber (*imperatores*) die Grundprinzipien der Republik aus,

nämlich die Kollegialität im Amt und den jährlichen Ämterwechsel. Während sich die Worthülsen der republikanischen Ordnung erhielten, wurde alles der Macht eines Einzelnen (*princeps*) unterworfen.

Bis heute bleibt der Beginn des antiken Kaisertums strittig. Im Wechsel von der Republik zum Kaisertum erhielten sich nämlich die Formeln und verwandelten sich die Bedeutungen. Marksteine waren die Wegweisungen des Diktators Gaius Iulius Caesar und die Begründung des Prinzipats durch Augustus. Diese Genese spiegelte sich im Herrschertitel: Neben ihre militärische Kommandogewalt als Imperator stellten die römischen Kaiser die Herrschernamen Caesar und Augustus. Diese Variabilität des Kaisernamens ging in die europäischen Sprachen ein. In den germanischen und slawischen Sprachen wurde ‚Kaiser‘ als Lehnwort von *Caesar* abgeleitet: im Gotischen *kaisar*, im Althochdeutschen *keisar*, im Mittelhochdeutschen *keiser*, im Frühneuhochdeutschen *kaiser* oder *kayser*, im Russischen *Zar*. Dagegen leiten die romanischen Sprachen oder das Englische ihren Kaiser von der militärischen Kommandogewalt ab: französisch *empereur*, italienisch *imperatore*, englisch *emperor*.

Die Brisanz des Verfassungswandels von der Republik zum Prinzipat bedeutete dem mittelalterlichen Kaisertum nichts mehr. Seit der Bildung von Königreichen auf dem Boden des einstigen *Imperium Romanum* im 5. und 6. Jahrhundert wurde die Pluralität von Monarchien zum bestimmenden Ordnungsprinzip. Nach und nach zerstörte dieses alle alternativen Herrschaftsformen. Völker ohne König gingen unter, die Sachsen gegen die Franken im 8., die Isländer gegen die Norweger im 13. Jahrhundert. Als Islands Autonomie 1262/1264 endete und die Insel an den norwegischen König fiel, begründete der päpstliche Kardinallegat Wilhelm von Sabina das so: „Er nannte es unrichtig, dass dieses Land nicht einem König unterworfen sei wie alle anderen in der Welt.“ Jetzt erinnerte sich niemand mehr an die alten republikanischen Prinzipien von Kollegialität in der Machtausübung oder Herrschaft auf Zeit.

10 Reichsinsignien: Krone, Apfel, Kreuz, Schwert, Szepter, Kreuzpartikel, Heilige Lanze. Wien, Weltliche Schatzkammer Kunsthistorisches Museum

Römische Kaiser und christliche Geschichte

Doch die Anfänge des ersten kaiserlichen Jahrtausends waren in der Zeit Ottos des Großen nicht völlig vergessen. Das Lukasevangelium erzählte von der Geburt Jesu Christi in der Zeit des Kaisers Augustus (Lk 2,1) und von der Predigt Johannes' des Täufers im 15. Jahr der Regierung des Kaisers Tiberius (14–37), als Pontius Pilatus Statthalter von Judäa war (Lk 3,1). Spätere Schriften stilisierten das römische Weltreich als Voraussetzung für die Geburt des Heilands und für den neuen Bund Gottes mit den Menschen. Im 14. und 15. Jahrhundert machten sich römische Kaiser die berühmten Bibelworte zunutze: „In jenen Tagen erließ Kaiser Augustus den Befehl, alle Bewohner des Reiches in Steuerlisten einzutragen“ (Einheitsübersetzung) – oder: „Es begab sich aber zu der Zeit, dass ein Gebot von Kaiser Augustus ausging, dass alle Welt geschätzt würde“ (Luther-Übersetzung). War das im Kampf zwischen Kaisern und Päpsten nicht der schlagende Beweis dafür, dass Gott das Kaisertum vor der Kirche geschaffen hatte? Selbstbewusst inszenierten Kaiser Karl IV. (1346–1378) oder sein Sohn Sigmund (1410–1437) ihre Augustus-Nachfolge, als sie in der Weihnachtsmesse diese Passage vorlasen, die Krone auf dem Haupt und ein blank gezogenes Schwert in die Höhe gestreckt.

Augustus und Tiberius als Kaiser zu Lebzeiten Jesu Christi – Imperator und Augustus als römische Titel: Noch mehr Wissen von den Anfängen sucht man in den Quellen aus Ottos Umkreis vergeblich. Die Begegnung mit den imposanten Resten vergangener imperialer Kultur in Italien dürfte freilich ihre Wirkung auf die Heere aus dem Norden nicht verfehlt haben. Wie schon von Karl dem Großen in der Aachener Pfalzkirche vorgeführt, schmückte Otto der Große seine Magdeburger Grabeskirche mit antiken Säulen als Spolien kaiserlicher Pracht.

Der neue Kaiser aus Sachsen orientierte sich an zwei christlichen Vorbildern: an Kaiser Konstantin dem Großen (306–337) und an Kaiser Karl dem Großen. Bei der Begründung des Erzbistums Magdeburg nannte Papst Johannes XIII. (965–972) Otto den Großen „den Allerkaisertlichsten von allen Kaisern“ und „den dritten seit Konstantin, der die römische Kirche ganz besonders erhöht hatte“ (Schieffer 2012, S. 363). Isidor von Sevilla († 636) hatte nur antike Kaiser wie Konstantin oder Theodosius I. (379–395) als vorbildliche christliche Herrscher gepriesen. Stolz stellten die Wandmalereien der Kaiserpfalz Ingelheim im 9. Jahrhundert die Karolinger Karl Martell († 741), Pippin (751–768) und Karl den Großen in diese Linie, die später mit Otto dem Großen als dem neuen Konstantin fortgeführt wurde. Immer wieder traf das Mittelalter eine bewusste Auswahl beim Rückgriff in die Geschichte, eignete sich das Römische Reich wie dessen Herrscherwürde an und stilisierte große christliche Kaiser der Spätantike zu idealen Vorgängern.

Daneben hielt die religiöse Tradition die Christenverfolgungen durch römische Kaiser wie Nero (54–68) oder Diocletian (284–305) mit ungezählten Blutzügen und Märtyrern wach. In der Erinnerung verblasste dagegen die Brisanz des welthistorischen Wechsels im 4. Jahrhundert. Er bescherte dem Christentum unter Konstantin dem Großen zunächst die Duldung, unter Julian Apostata (361–363) neue Verfolgungen und erst nach dem Verbot heidnischer Opfer unter Theodosius I. die politische Durchsetzung. Der Kirchenvater Tertullian († um 230) hatte Christentum und Kaisertum noch als einen unüberwindbaren Gegensatz betrachtet: „Doch auch die Kaiser hätten an Christus geglaubt, wenn nicht einerseits die Kaiser für die Welt nötig wären oder andererseits Kaiser zugleich auch hätten Christen sein können.“ (Leppin 2012, S. 153). Damals standen Glaube und Welt noch unvereinbar gegenüber. Erst die Christianisierung von Kaisertum und Reich veränderte diese Welt der Gegensätze. Mit der Sogkraft des Römerreiches verbreitete sich das Christentum als Herrschaftsreligion über die Reiche des Mittelmeerraumes und später ganz Europas.

Die spätantiken Kaiser arrangierten sich mit den Herausforderungen einer monotheistischen Buchreligion. Dabei mussten sie einen eifernden Gott akzeptieren, der keine anderen Götter neben sich duldete. Zuvor hatten die Kaiser als höchste Priester die Verantwortung für den Kult der Götter getragen und selbst göttliche Verehrung erfahren. Eben dieser Kaiserkult bedeutete den Christen eine unerträgliche Zumutung. Für die Römer, an eine flexible Welt vieler Götter gewohnt, drückte die Teilhabe an der kultischen Verehrung des Kaisers die Loyalität zum Staat aus. Für die Christen dagegen war das bloßer Götzendienst und damit eine Todsünde. Diese Kluft war nicht zu überwinden.

Als die Kaiser selbst zu Christen wurden, mussten sie wesentliche Grundlagen ihres Amtes neu definieren. Sie saßen zwar seit Konstantin den allgemeinen kirchlichen Konzilen vor und nahmen Anteil an der Definition kirchlicher Grundsätze, doch die zentrale Autorität des Christentums blieb die Heilige Schrift und damit ein Buch, das von geistlichen Spezialisten autoritativ ausgelegt wurde. Das nahm den Kaisern ihre alte Funktion als oberste Priester und damit die Verantwortung für den Dienst an Gott. Hierfür waren Bischöfe und Priester zuständig, während der Herrscher ein Mensch und damit auch ein Sünder blieb. Für sein Seelenheil bedurfte er wie alle Christen priesterlicher Fürsorge, während die Kirche auf kaiserlichen Schutz und Schirm vertraute.

Es fehlte in der Spätantike nicht an Versuchen, den Kaiser an Christus anzunähern. Doch hier setzte das Neue Testament enge Grenzen. Letztlich musste sich der Herrscher mit der Nachfolge der Könige aus dem Alten Testament begnügen. Ihre Schuldhaftigkeit und Bußfertigkeit verkündeten die fünf Bücher Moses in beredten Beispielen. Mit der Christia-



11 Die kapitolinische Wölfin, lange als antikes Original betrachtet, neuerdings als mittelalterliche Arbeit angesprochen (9.–13. Jh. ?) Rom, Museo Nuovo, Palazzo die Conservatori, 00060272

nisierung der Kaiser wurden Konflikte zwischen ihnen und den Priestern möglich. Im römischen Polytheismus wären sie vorher in solcher Grundsätzlichkeit undenkbar gewesen. Weichen stellte 389/390 ein fundamentaler Streit zwischen Kaiser Theodosius I. und Bischof Ambrosius von Mailand († 397) wegen eines Massakers, das kaiserliche Truppen in Thessaloniki angerichtet hatten. Der laute Tadel am Kaiser, der in seinem Ausschluss von der christlichen Mahlgemeinschaft gipfelte, war ohne Vorbild. Solch massiver Erschütterung seiner Autorität setzte Theodosius eine öffentliche Herrscherbuße entgegen, ganz in der Tradition König Davids aus dem Alten Testament, der nach prophetischem Tadel seine Sünden bekannt und bereut hatte.

Auch künftig verkörperte der Kaiser in seinem Amt zwar die von Gott eingesetzte Obrigkeit und beanspruchte Gehorsam, doch als Individuum war er wie alle Menschen ein Sünder. Seit der Spätantike machte diese Spannung Neubestimmungen des Verhältnisses von Reich und Kirche, von Herrscher und Priester nötig. Die Geschichte von König David, der als Gesalbter Gottes schwere Sünden beging und dafür Buße tat, bot die Grundlage, das Kaisertum in neuen kulturellen Kontexten weiterzuentwickeln. Zur Inszenierung von politischer Größe gesellte sich demonstrative Demut.

962 schien das Kaisertum Ottos des Großen noch weit entfernt von grundsätzlichen Konflikten mit jenen Geistlichen, die in liturgischen Weiheakten die christlichen Grundlagen seiner



Herrschaft bei der Königskrönung in Aachen 936 und bei der Kaiserkrönung in Rom 962 legitimiert hatten. Die rasche Entfremdung von Papst Johannes XII. (955–963), der Otto und seine Gemahlin Adelheid gerade gekrönt hatte, schien für den siegreichen Heerführer aus dem Land nördlich der Alpen noch beherrschbar. Bereits ein Jahr später ließ Otto seinen einstigen Förderer durch eine Synode als Papst absetzen und mit Leo VIII. (963–965) einen anderen zum Nachfolger des Apostels Petrus wählen. Unter der ottonischen Militärmacht brach der römische Widerstand zusammen. Doch der große Otto benötigte lange Jahre, um seine Macht in Italien durchzusetzen und Päpste zu installieren, die sich seinem Gestaltungswillen beugten. Deshalb markierten die Jahre 962/963 in doppelter Weise eine Zäsur: Einerseits blieb, wie niemand ahnen konnte, das römische Kaisertum von 962 bis 1806 mit dem ostfränkisch-deutschen Königtum verbunden, andererseits ließ 963 erstmals ein christlicher Kaiser durch eine Synode einen römischen Papst absetzen, obwohl dieser in seinem Selbstverständnis von niemandem anderen als allein von Gott gerichtet werden durfte.

Im Rückgriff auf die imperiale römische Tradition und auf das christliche Kaisertum seit Konstantin und Karl dem Großen stellte Otto der Große die Eignung des Papstes in Frage. Seine Nachfolger schafften es noch fast ein Jahrhundert lang, die Besetzung des päpstlichen Amtes wie die Bestellung von Reichsbischöfen zu steuern oder bei strittigen Papstwahlen als Schiedsrichter aufzutreten. Doch im sogenannten Investiturstreit kehrte das spätantike Szenario von Theodosius und Ambrosius zurück. Heinrich IV. (1056–1106) mochte in seinem Selbstverständnis der höchste Herrscher auf Erden sein. Als Mensch und Sünder brauchte er aber geistliche Wegweisung auf dem Weg zum göttlichen Heil. In der ausgreifenden Christianisierung Europas bot das den Päpsten als den Stellvertretern Gottes auf Erden eine starke Position.

Einzigkeit und Rangkonkurrenz

Der doppelte fränkische und ostfränkische Zugriff auf das Kaisertum veränderte die politische Landkarte der Christenheit. Mit den Kaiserkrönungen Karls des Großen 800 und Ottos des Großen 962 wurde nicht das ganze römische Kaisertum, sondern lediglich das weströmische Reich erneuert. Anders als in der Antike oder im Kaiserreich von Konstantinopel begründete ein liturgisches Bündnis mit dem Papst als dem Oberhaupt der lateinischen Christenheit die Legitimität der neuen Herrscher aus dem Volk der Franken oder Sachsen. Karl wie Otto hatten

sich durch große militärische Erfolge, durch Heidensiege und durch hegemoniale Vormacht im Land nördlich wie südlich der Alpen für eine Rangerhöhung zum Kaiser ausgezeichnet. Doch mit dem neuen Titel eröffneten sie die Rivalität zu den Kaisern in Konstantinopel/Byzanz. Dort bestand das antike Imperium Romanum bis zur Eroberung Konstantinopels durch die Osmanen 1453 weiter. Seit der Verlagerung der Hauptstadt von Rom nach Konstantinopel als dem neuen Rom durch Konstantin den Großen im frühen 4. Jahrhundert und vollends nach dem Untergang des weströmischen Reiches 476 präsentierten sich die Kaiser im Osten als alleinige Inhaber des Imperiums. Faktisch akzeptierten sie zwar die Vielfalt mehr oder weniger autonomer Königsherrschaften. Doch in der Herrschaftsidee stand der Kaiser an Rang weit über allen anderen Herrschern auf Erden.

Der westliche Griff nach dem Namen des Kaisers wie nach dem Römischen Reich erschütterte dieses Kontinuitätsbewusstsein, weil eine Pluralisierung des Kaisertums undenkbar erschien. Von der Kaiserkrönung Karls des Großen 800 bis zum Untergang des oströmischen Kaisers Konstantin XI. (1449–1453) mussten zwei Imperien über lange Zeiträume nebeneinander auskommen. Beide dachten oder präsentierten sich in exklusiver Individualität, sowohl das lateinische des Westens als auch das griechische des Ostens.

Seit dem Beginn des Mittelalters gingen die theoretischen Definitionen des Kaisertums von seiner Unteilbarkeit und seinem Vorrang auf Erden aus. Papst Gregor I. der Große (590–604) differenzierte in einem Brief an den oströmischen Kaiser Phokas (602–610) zwischen den Kaisern als Herren über Freie und den Königen der Völker (*reges gentium*) als Herren über Sklaven. Auf diesen kategorialen Rangunterschied hob ein frühmittelalterlicher Lehrtext ab: „König ist, wer über ein Volk oder mehrere regiert; Kaiser ist, wer über die ganze Welt herrscht oder in ihr den Vorrang einnimmt.“ Solche Ideen brachten noch keine Weltherrschaft im totalitären Sinn hervor, zielten aber auf universale Autorität. Diese musste Vielfalt pragmatisch aushalten, ohne die Hierarchie grundsätzlich in Frage zu stellen. Damit knüpfte sie an die Idee des antiken Römerreiches an, das sich als „Reich ohne Grenzen“ (*imperium sine fine*) verstand. Doch in der Realität nahm es die Eigenständigkeit seiner Nachbarn hin. Welt und Weltreich fielen niemals zusammen. Diese Einsicht gehörte zu den Paradoxien aller imperialen Ideen.

Als sich 1054 auch noch die Wege der lateinischen Kirche unter dem römischen Papst und der griechischen Kirche unter dem Patriarchen von Konstantinopel endgültig trennten, begleitete die Spaltung der Christenheit die Doppelung ihrer Imperien. Diese Dualität wurde niemals gelöst, sondern in jedem Jahrhundert neu verhandelt. Kriege an den geographischen Schnittstellen – im Adria-Raum oder in Süditalien – erwiesen im 9. und 10. Jahrhundert, dass kein Imperium das andere

12 Goldene Bulle. Wien, Österreichisches Staatsarchiv, Haus-, Hof- und Staatsarchiv Wien, AUR 1298 VII 28



militärisch besiegen konnte. Die Eroberung Konstantinopels durch lateinische Kreuzfahrer 1204 schien die zeitweilige Überlegenheit des Westens zu demonstrieren. Doch das lateinische Kaiserreich von Konstantinopel besaß als Fremdkörper im östlichen Mittelmeerraum – wie auch die Kreuzfahrerreiche im Heiligen Land – keine Überlebenschance. Von Kleinasien aus gelang den Byzantinern 1261 die Rückeroberung Konstantinopels. Mit Kaiserreichen in Nicäa und Trapezunt hatte sich die Zahl der christlichen Imperien im 13. Jahrhundert kurzzeitig verdoppelt, um dann wieder auf die alte Rivalität zwischen den beiden Imperien des Westens und des Ostens zurückzufallen.

Während das Römische Reich in Konstantinopel weiterlebte und seine Idee in der Neuzeit sogar auf die Stadt Moskau als drittes Rom und Hüterin der Orthodoxie übertragen wurde, musste der mittelalterliche Westen das neue Kaisertum erst neu erlernen. Otto der Große griff bei seiner Kaiserkrönung 962 dezidiert auf karolingische Vorbilder des 9. Jahrhunderts zurück. Sie hatten das Westkaisertum neu entworfen, und in solche Bahnen lenkte das ottonische Kaisertum ein. Das war keineswegs selbstverständlich. Reflexe in den spärlichen Quellen des 9. und 10. Jahrhunderts lassen die Widerstände erahnen. Mit den Kaiserkrönungen Karls des Großen 800 und seines Sohnes Ludwigs des Frommen (813/14–840) 813 und 816, die um die angemessene Ausgestaltung der neuen Würde rangen, verband sich noch einiger Stolz. Doch das weitgehende Schweigen über Ottos Kaiserkrönung 962 deutete auf Vorbehalte in der nordalpinen Kriegergesellschaft gegenüber dem neuen Vorrang in fast ganz Europa hin. Die Aneignung des Römischen Reiches entwickelte sich also nicht geradlinig. Die im 12. Jahrhundert entwickelte Denkfigur von der Übertragung des Kaisertums von den Griechen an die Franken unter Karl dem Großen und von den Franken an die Deutschen unter Otto dem Großen wollte diese Spannungen und Widersprüche verkleistern und taugt wenig zum Verständnis der karolingischen oder ottonischen Geschichte.

Zwei Linien formten die Voraussetzungen für das neue Kaisertum der Karolinger und Ottonen:

- 1) die Durchsetzung der Franken als hegemoniale Macht im lateinischen Westen;
- 2) die ausgreifende geistliche Autorität der römischen Päpste und ihre Umorientierung vom Kaiserhof in Konstantinopel zu den neuen Schutzherren im Westen.

Das veränderte die alte römische Mittelmeerwelt nachdrücklich. Die neuen Reichsbildungen auf dem Boden des weströmischen Imperiums erlebten vom 5. bis zum 8. Jahrhundert massive Veränderungen. Daraus gingen die Franken als eindeutige Sieger hervor. Ihnen gelangen Siege über Burgunder, Alemannen, Bayern, Sachsen und Langobarden. Um 800 wahrten nur noch die angelsächsischen Königreiche in England ihre Autonomie. Mit dem fränkischen Ausgriff über die Alpen zeichneten sich in der früheren Welt des Imperium Romanum rund ums Mittelmeer drei große Blockbildungen ab:

- 1) das lateinische Kaiserreich von Konstantinopel im Osten;
- 2) die muslimischen Reichsbildungen im westlichen Asien, im nördlichen Afrika und in Spanien;
- 3) das fränkische Herrschaftssystem im westlichen Europa und in Italien.

Im Frankenreich schalteten die Karolinger das alte Königsgelecht der Merowinger 751 aus. Der Wechsel stützte sich auf den Konsens der Franken und auf die Autorität der christlichen Kirche. Später begründete die Geschichtsschreibung am Hof Karls des Großen den Beginn des eigenen Königtums sogar mit einer ausdrücklichen päpstlichen Weisung. Die von König Pippin geschaffenen Grundlagen baute sein großer Sohn Karl planmäßig aus. Als Sieger über die heidnischen Sachsen und Awaren, als Förderer der christlichen Mission sowie seit 774 als König der Langobarden und als Schutzherr der Römer drängte er geradezu nach Rangerhöhung und Namenssteigerung. Karls Fürsorge für den bedrängten Papst Leo III. (795–816) diente als Anlass zur fränkischen Ordnungstiftung an den römischen Apostelgräbern, die seit langem die Aufmerksamkeit fränkischer Pilger gefunden hatten. Bei seinem Zug nach Rom wurde Karl 800 von Papst und Römern wie ein Kaiser empfangen und am Weihnachtstag von Leo III. in der Peterskirche durch die Kaiserkrönung geehrt. Stolz notierte man im Frankenreich, Karl habe den „Namen des Kaisers“ (*nomen imperatoris*) empfangen.

Nun sahen sich die Chronisten zur Erklärung der neuen kaiserlichen Konkurrenz genötigt: Weil in Konstantinopel nur eine Frau (Kaiserin Irene, 797–802) regierte, sei das Kaisertum eigentlich vakant gewesen; Karl hätte bereits ohnehin über drei der vier alten kaiserlichen Sitze regiert; eine Nachricht behauptete sogar, dass ihm eine Gesandtschaft aus dem Osten das Kaisertum angeboten habe. In solcher Euphorie wirkte der später geschriebene Satz von Karls Biograph Einhart († 840) erstaunlich: Der Kaiser hätte die Peterskirche zur Weihnachtsmesse nicht betreten, wenn er von der kaiserlichen Ehrung durch Papst und Römer gewusst hätte. War diese Aussage Einharts die fränkische Replik auf die Lobgesänge des römischen Volkes? Wer, wenn nicht die Franken, hatte die neue kaiserliche Würde eigentlich hervorgebracht?



14 Augustalis, Goldmünze Friedrichs II. Berlin, Stiftung Deutsches Historisches Museum, N 2000 / 36



15 Onyx aus Schaffhausen. Kanton Schaffhausen, Museum zu Allerheiligen, 16375: IV 77

Es ist hier nicht der Ort, solche Fragen und die viel diskutierten Quellensplitter im Einzelnen zu gewichten. Entscheidend ist vielmehr die Einsicht, dass in der gärenden Erprobungsphase des karolingischen Kaisertums unterschiedliche Perspektiven von der neuen Würde und vom Umgang mit den Römern existierten. Karls Meinung ist uns nicht überliefert. Immerhin gab seine Kanzlei nach mehrmonatigem Schweigen seit Mai 801 eine ausführliche Antwort, für die sie einen umständlichen Herrschertitel zusammenbaute: „Karl, durchlauchtigster Augustus, von Gott gekrönter großer und Frieden stiftender Kaiser, das römische Imperium lenkend, der auch durch Gottes Barmherzigkeit König der Franken und Langobarden [ist]“ (*Karolus serenissimus augustus a deo coronatus magnus et pacificus imperator Romanum gubernans imperium qui et per misericordiam dei rex Francorum et Langobardorum*). Man muss das sehr genau lesen: nicht Kaiser der Römer (*imperator Romanorum*), sondern Lenker des Römischen Reiches (*Romanum gubernans imperium*), ein kleines philologisches Stolpern, das hellhörig macht.

Karl beachtete die höchste geistliche Stellung des Papstes wie seine eigene christliche Herrscherverantwortung. Doch bei der Nachfolge seines Sohnes Ludwig des Frommen probierte er ein anderes Modell aus. Die Kaiserkrönung fand 813 auf Karls Anordnung in der Aachener Marienkirche statt. Es ist nicht widerspruchsfrei überliefert, ob der Vater dem Sohn die Kaiserkrone aufs Haupt setzte oder ob dieser die Krone selbst vom Altar nahm und sich krönte – der Ausschluss geistlicher Gestaltungsmacht am Ritualakt ist jedenfalls sicher. Nach Karls Tod ließ sich Ludwig drei Jahre später von Papst Stephan IV. (816–817) in Reims eine zweite Kaiserkrönung spenden. Eine ähnliche Doppelung erfolgte auch in der nächsten Generation. Ludwigs Sohn Lothar († 855) erlangte seine erste Kaiserkrönung auf Anordnung des kaiserlichen Vaters 817 in Aachen. 823 ließ er sich noch einmal vom Papst in Rom zum Kaiser krönen.

Man muss das erste Vierteljahrhundert karolingischen Kaisertums als Experimentierphase mit der neuen Würde begreifen. Über drei Generationen war nicht verbindlich geregelt, ob der Papst oder der Vater die kaiserliche Würde weitergeben und ob die Krönung in Rom, in Aachen oder in Reims stattfinden sollte. Erst aus der Rückschau wird klar, dass sich mit Lothars Krönung 823 Rom als Krönungsort durchsetzte. Nur 892 fand eine Kaiserkrönung an anderem Ort statt, in Ravenna. Erst die Kaiser der Neuzeit verzichteten seit Maximilian I. (1486/1493–1519), der 1508 in Trient den Titel eines „Erwählten Römischen Kaisers“ annahm, auf den Romzug. 1530 spendete letztmals ein Papst die Kaiserkrönung, jetzt für Karl V. (1519–1556, † 1558) in Bologna. Fortan ging die Wahl des römisch-deutschen Königs direkt mit seiner Kaiserkrönung in Frankfurt am Main einher.

Das Kaisertum der fränkischen wie der ostfränkisch-deutschen Könige blieb im ganzen Mittelalter freilich mit Rom und dem Papsttum verbunden. Aus dieser Fundierung erwachsen nach den Kaiserkrönungen Karls und Ottos gravierende Differenzen zu den Kaisern in Konstantinopel, die ihre römische Würde ausdrücklich im Herrschertitel herausstellten: „Kaiser der Römer“ (griech. *Basileus ton Romaion*). Nach 800 und 962 wurde die Konkurrenz unterschiedlich bewältigt. Am Anfang standen militärische Konflikte. Erst als das oströmische Reich gegen die Bulgaren zunehmend unter Druck geriet, erkannte Kaiser Michael I. (811–813) Karls Würde als *Basileus* an und schickte 812 Gesandte zur Akklamation nach Aachen. Dafür verzichteten Karl der Große und seine Nachfolger bis 982 auf jeglichen Rombezug im Herrschertitel. Auch Otto der Große hielt sich 962 an diese Regel. Wie die Karolinger nannte er sich *Imperator* und *Augustus*. Die Würde eines „Kaisers der Römer“ blieb zunächst dem Kaiser in Konstantinopel überlassen.

Ein solcher politischer Ausgleich wurde im Mittelalter nicht selten durch eine Eheschließung bekräftigt. Während die karolingische Brautwerbung am östlichen Kaiserhof erfolglos blieb, schmückte Otto der Große sein neues Kaisertum durch die Heirat seines Sohnes und Mitkaisers Otto II. (967/973–983) mit der byzantinischen Prinzessin Theophanu († 991). Auch wenn sie keine im Purpur geborene Kaisertochter war, erschien sie als Nichte Kaiser Johannes' Tzimiskes (969–976) für das otto-nische Repräsentationsbedürfnis bedeutend genug.

Otto II. eröffnete die Rangkonkurrenz aufs Neue. Sein Feldzug ins byzantinisch beanspruchte, von Sarazenen beherrschte Süditalien endete 982 in einer militärischen Katastrophe. Im gleichen Jahr hatte die kaiserliche Kanzlei nach einigen Experimenten den bisher vermiedenen Herrschertitel „Kaiser der Römer“ eingeführt. Der besiegte Ottone wurde 983 als einziger Kaiser des Mittelalters in der römischen Peterskirche beigesetzt. Sein Sohn Otto III. (983–1002) übernahm die neue Selbstbezeichnung (*imperator Romanorum*) mit seiner Kaiserkrönung 996. Jetzt existierten zwei Kaiser der Römer nebeneinander, der eine im lateinischen Westen, der andere im griechischen Osten, jeder von seiner exklusiven Würde durchdrungen.

Damals eignete sich der Westen das Reich der Römer an, zwei Jahrhunderte nach dem liturgischen Bündnis der Franken mit den römischen Päpsten. Gerbert von Aurillac, der Erzieher Ottos III. und nachmalige Papst Silvester II. (999–1003), brachte das in einen prägnanten Ruf zum Ausdruck: „Unser, unser ist das römische Reich!“ Diesen Besitz nutzte Otto III. für eine neue Devise seiner Herrschaft: „Erneuerung der Kaiserherrschaft der Römer“ (*Renovatio imperii Romanorum*). Seit 998 zeigten seine Metallsiegel (Bullen) auf der Vorderseite den Kaiser in antikisierender Präsentation, auf der Rückseite die



16 Kaiser Karl IV. liest das Weihnachtsevangelium mit gerecktem Schwert. Paris, Bibliothèque nationale de France, FR. 2813, fol. 467v

Waffen tragende Roma als Allegorie der Macht. Rom war wieder das Haupt der Welt und der Ort kaiserlicher Sehnsüchte. Bischof Leo von Vercelli (998–1026) besang in Papst und Kaiser die beiden Himmelslichter, durch die das Römische Reich in seiner Weltherrschaft erstrahlte.

„Rom, das Haupt der Welt, regiert die Zügel des Erdkreises“ (*Roma caput mundi / regit orbis frena rotundi*) – so lautete die Umschrift auf dem Metallsiegel Kaiser Konrads II. (1024–1039). Der Satz wurde zur Devise kaiserlicher Bullen in folgenden Jahrhunderten. Jetzt verknüpfte sich das Kaisertum fränkischer und sächsischer Könige endgültig mit Rom und den Römern, auch wenn die Kaiser im Land nördlich der Alpen regierten. Nur wenige wählten freiwillig längere Aufenthalte in Italien oder gar in Rom. Die meisten Züge über die Alpen galten der Aufrechterhaltung monarchischer Ordnung in Oberitalien oder der römischen Kaiserkrönung.

Seit dem 11. Jahrhundert nahmen die von den Fürsten gewählten Könige schon vor ihrer Kaiserkrönung den Titel „König der Römer“ (*rex Romanorum*) an. Er eröffnete den Anspruch auf eine spätere imperiale Rangerhöhung und stellte seine Träger vor alle anderen Könige Europas. Rom, das Haupt der Welt, Ort der Apostelgräber, Namen gebendes Zentrum des Imperiums, ewige Stadt – das ließ als Sonne Königtum wie Kaisertum erstrahlen.



17 Quaternionenadler. Berlin, Staatliche Museen zu Berlin, Kupferstichkabinett, 443-10

Römische Zukunft

Im fundamentalen Konflikt mit dem Reich rüttelte Papst Gregor VII. (1073–1085) gezielt an den römischen Fundamenten der Königsherrschaft. Herabsetzend nannte er Heinrich IV. „König der Deutschen“, sein Reich ein „deutsches Reich“. Diese Demütigung konnte der Salier nicht ertragen. Sie hätte ihn von römisch-universaler Höhe in die Normalität der anderen europäischen Monarchien gestürzt. Noch 1311 bedrohte Heinrich VII. (1308–1313) die Bürger von Brescia mit der Reichsacht, weil sie ihn nur als König von Deutschland und nicht als König der Römer ansprachen. König- und Kaisertum verstanden sich im Mittelalter römisch, nicht deutsch; lediglich von 1871 bis 1918 regierten drei deutsche Kaiser. Wenn mittelalterliche Chronisten dagegen vom deutschen König oder Kaiser schrieben, stand das konträr zum Selbstbewusstsein der römischen Könige und Kaiser.

Ihren Vorrang vor allen anderen Königen des lateinischen Europa leiteten sie aus der heilsgeschichtlichen Bedeutung des Römischen Reiches ab. Grundlagen hatte der Kirchenvater Hieronymus († 347) formuliert. Im alttestamentlichen Buch Daniel war die Geschichte als Abfolge von vier Weltreichen der Babylonier, Meder, Perser und Griechen gedeutet. Hieronymus zog Meder und Perser zusammen und gewann damit Platz, um das römische Weltreich als letztes in die Viererreihe einzufügen. Solange fränkische Könige das Römische Reich regierten – so behauptete es die mittelalterliche Eschatologie – würde die Schreckensherrschaft des Antichristen hinausgeschoben. Deshalb garantierte der römische Kaiser die irdische Ordnung und konnte als Endkaiser der Menschheitsgeschichte gedacht werden.

Zur Erklärung von Weltgeschichte als Heilsgeschichte dienten die im 12. Jahrhundert propagierten Vorstellungen von der Einheit der römischen Kaisergeschichte und von der Übertra-

gung des Kaisertums (*translatio imperii*). Gottfried von Viterbo († um 1192/1200) entwarf ein einheitliches kaiserliches Geschlecht (*imperialis prosapia*) von Augustus bis zu Kaiser Friedrich I. Barbarossa (1152–1190) und zu Kaiser Heinrich VI. (1190–1197). Den hochmittelalterlichen Geschichtsschreibern war Karl der Große der 69., Otto der Große der 77. Nachfolger des Augustus.

Aus dem Auftrag zur Garantie irdischer Ordnung entwickelte der Hof Kaiser Friedrichs I. Barbarossa ein neues Konkurrenzmodell: Neben die Heilige Römische Kirche (*sancta Romana ecclesia*) trat seit 1157 das Heilige Reich (*sacrum imperium*). Noch in der Stauferzeit festigte sich der offizielle Name: Heiliges Römisches Reich – *Sacrum Romanum Imperium*. Erst ganz am Ende des Mittelalters, im letzten Drittel des 15. Jahrhunderts, trat der präzisierende Hinweis auf die deutsche Nation hinzu. In der humanistischen Nationalisierung Europas wurde registriert, dass die Herrscher des Imperiums seit Jahrhunderten aus der deutschen Nation hervorgegangen waren. Als Heiliges Römisches Reich Deutscher Nation bestand dieses Gebilde in Europas Mitte bis 1806. Seine heilsgeschichtliche Bedeutung trat um 1500 in Wappenbildern hervor, die den doppelköpfigen Adler des Reiches mit dem Kreuz Jesu Christi verbanden (Abb. 17). Getragen wurde das Heilige Römische Reich auch von der Heiligkeit einzelner Herrscher. 1146 und 1165 erhoben die Päpste Kaiser Heinrich II. (1002–1024) und Kaiser Karl den Großen in die Schar der Heiligen, 1200 folgte Heinrichs Gemahlin Kaiserin Kunigunde († 1033). In ihren Grabeskirchen in Bamberg und Aachen entfaltete sich eine imperiale Memoria. Bis zur Reformation zeigte man im spätmittelalterlichen Nürnberg den großen Reliquienschatz des Reiches, in dem die Heilige Lanze mit einem Nagel vom Kreuz Christi herausragte, in öffentlicher Heiltumsschau.

Vorrang und Würde – dieses Selbstbewusstsein der Kaiser musste sich seit der Kaiserkrönung Ottos des Großen 962 und seit dem Zugriff seiner Erben auf das Römische Reich in doppelter Rangkonkurrenz behaupten. Das Problem zweier christlicher Imperien in der Nachfolge des Römischen Reiches wurde bis zum Untergang Konstantinopels 1453 nicht gelöst. Doch auch im lateinischen Europa blieben die Ideen des römischen Kaisertums eher zeremonieller Anspruch als politi-

sche Realität. Die französischen Könige als Nachfolger Karls des Großen im Westen nahmen schon im 10. Jahrhundert die Herausforderung des ottonischen Kaisertums an und betonten dezidiert Gleichrangigkeit wie Unabhängigkeit. Gelehrte Juristen des 13. Jahrhunderts prägten die griffige Formel, dass der König wie ein Kaiser im eigenen Königreich herrschte. So nutzte der König von Frankreich, ebenso wie die römischen Kaiser, die vielfältige Ausdeutbarkeit des römischen Rechts. Seit dem 12. Jahrhundert erschloss sich das lateinische Mittelalter die spätantike Kodifizierung des *Corpus iuris civilis* unter Kaiser Justinian I. (527–565) mit der Idee, dass das römische Volk seine Gesetzgebungsgewalt auf den Prinzeips übertragen hätte.

Diese Bevollmächtigung nützte weniger dem spätmittelalterlichen Kaisertum als der monarchischen Idee. Jetzt formulierten die vielen Königreiche Europas immer klarer die Prinzipien ihrer Eigenständigkeit. Die Einheit der römischen Kirche blieb im Mittelalter noch unbestritten, doch neben das Römische Reich schob sich ein Gefüge unabhängiger Königreiche. Im Streit um den Anspruch Kaiser Heinrichs VII. von 1312, nach göttlicher Ordnung sollten ihm als dem Kaiser alle Menschen gehorchen, formulierten Juristen aus Neapel bissige Attacken gegen das Imperium. Es sei aus Gewalt entstanden, nur Gewalt halte es zusammen, und wegen der moralischen Verderbtheit der Kaiser müsse das Römische Reich endlich verschwinden. Indes: Das Heilige Römische Reich hatte noch fast 500 Jahre vor sich. Es wirkte allerdings nicht als hegemoniale Macht zur Bändigung der Welt, sondern blieb eine bloße Anspruchs- und Ordnungsfigur. Als sich das Mittelalter die Idee von der Einheit des römischen Imperiums aneignete, erlernte es zugleich das Zusammenleben in der Vielfalt seiner Völker und Reiche.

Literatur

Ausst.-Kat. Magdeburg 2006 (a) ; Goetz 2009; Leppin 2010; Leppin 2012; Leppin/Schneidmüller/Weinfurter 2012; Mierau 2010; Münkler 2005; Schieffer 2012; Schneidmüller 2010; Schneidmüller 2012; Schneidmüller/Weinfurter 2006; Schreiner 2011 (a); Schulze 1998, Weinfurter 2008.